№ 156. Zweites Blatt.

Donnerstag, 7. Juli.

Die „Volks-Zeitung" erscheint täglich zwei Mal — Morgens und Abends — mit Ausnahme der Tage nach Sonn- und Festtagen.

Expeditions-Stellen: W., Lützowstraße 105 und Kronenstraße 46

Redaktion: W., Lützowstraße 105.

Chef-Redakteur: Karl Vollrath in Berlin.
Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Unien in Berlin.

Druck und Verlag der „Volks-Zeitung", Aktien-Gesellschaft Berlin W., Lützowstraße 105.

Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Mit der Gratis-Beilage: Illustrirtes Sonntagsblatt.

Berlin. 1892. — 40. Jahrgang.

Abonnementspreis für Berlin:
Vierteljährlich incl. Botenlohn 4 Mark — Pf.
Monatlich „ „ 1 „ 35 „
Wöchentlich „ „ — „ 35 „

Beim Selbstabholen aus der Expedition: Quart. 3.20 Mk., Monat 1.10 Mk., Woche 30 Pf.

Bei allen Postanstalten: in Preußen, ganz Deutschland und Oesterreich pro Quartal 4.50 Mark, zweimonatlich 3 Mark, dritte Monat 1.50 Mark

Einzelne Nummer 10 Pfennig.

Insertionsgebühr: Für die gewöhnliche Zeile 40 Pfennig.

Für das III. Quartal 1892

nehmen Abonnements auf die „Volks-Zeitung" nebst Gratis-Beilage „Illustrirtes Sonntagsblatt" sämmtliche Post-Anstalten, alle Berliner Zeitungs-Spediteure, sowie die unterzeichneten Expeditions-Stellen entgegen. Preis in Berlin pro Monat 1 Mark 35 Pf. bei einmaliger, und 1 Mark 50 Pfennig bei täglich zweimaliger Zustellung, außerhalb Berlins 4 Mark 50 Pf. pro Quartal.

Probe-Nummern der „Volks-Zeitung" stellen wir gern zur Verfügung.

Expedition der „Volks-Zeitung",
Berlin W., Lützowstraße 105 und W., Kronenstraße 46

Berlin, den 6. Juli 1892.

Eine von den Lügen in dem jüngsten Artikel der „Hamburger Nachrichten", dessen im Ersten Blatt Erwähnung geschehen, ist dem Reichskanzler Grafen Caprivi doch wohl zu stark gewesen, so daß er sich veranlaßt sieht, ihr im **Reichsanzeiger** entgegenzutreten, was durch folgende Notiz geschieht:

Einige Zeitungen fahren fort, Aeußerungen zu bringen, welche durch den Umstand, daß sie auf den Fürsten Bismarck zurückgeführt werden, Interesse erregen, deren **sachlicher Wert aber der Regierung keinen Anlaß giebt**, sich mit ihnen zu beschäftigen.

Nur folgende Aeußerung der „Hamburger Nachrichten" kann, weil sie geeignet ist, den ersten Beamten des Reiches zu verdächtigen, und weil sie **jeder tatsächlichen Begründung** entbehrt, nicht ohne Widerlegung bleiben. Dies Blatt sagt in Nr. 158 vom 5. Juli d. J.:

„Es ist ein Irrtum, daß Fürst Bismarck die Vermutung ausgesprochen habe, Windthorst habe die Kunde von der Kandidatur Caprivi's aus dem Munde des Kaisers gehabt. Der Fürst hält eher das Umgekehrte für möglich und glaubt, daß Caprivi der Kandidat des Zentrums weit früher gewesen sei, als der des Kaisers, da die anti-bismarckschen Beziehungen des jetzigen Reichskanzlers zum Zentrum bis in die Zeit der „Reichsglocke" zurückreichen und uns nichts darüber bekannt ist, daß ihre Fortsetzung später unterbrochen worden ist."

Der Reichskanzler General der Infanterie Graf von Caprivi hat **bis zu dem Augenblick**, in welchem Seine Majestät der Kaiser ihn zum Reichskanzler ernannte, nie nach einer politischen Wirksamkeit gestrebt und **nie Beziehungen — auch nicht anti-bismarckische — zu irgend einer politischen Partei gehabt oder gesucht.**

Herr Pindter besitzt den Humor, die jüngsten, den Herzog von Lauenburg betreffenden Artikel der „Hamb. Nachr." in der „Norddeutschen Allg. Ztg." zum Abdruck zu bringen. Hierdurch erweist er sich dem früheren Reichskanzler gegenüber tatsächlich als der geschicktere Partner. Denn allerdings hätte er durch nichts dem Ansehen des Herzogs von Lauenburg einen empfindlicheren Stoß geben können, als durch die unverkürzte Wiedergabe der fraglichen literarischen Machwerke.

Aus dem „Königreich Stumm" wird mitgeteilt, Freiherr von Stumm habe auf seinem Eisenwerke einen Erlaß anschlagen lassen, in welchem die Arbeiter vor der Teilnahme an der antisemitischen Bewegung gewarnt werden. — Freiherr von Stumm, Ritter des Rothen Adlerordens zweiter Klasse, Mitglied des Reichstages und des Staatsrats, kann es nicht lassen, „seinen" Arbeitern gegenüber den bevormundenden Patriarchen zu spielen. Nachdem er den auf seinen Werken beschäftigten Arbeitern wiederholt im Reichstage und an anderen Stellen in stark ruhmredriger Weise das Zeugniß gegeben, daß in ihren Reihen der beste Geist herrsche, macht es einen eigentümlichen Eindruck, wenn er jetzt plötzlich die Besorgniß hegt, sie könnten sich von dem „Sozialismus der dummen Kerle" anstecken lassen. Der bisherige Verlauf der antisemitischen Bewegung hat gezeigt, daß gerade in den Arbeiterkreisen der gesunde Sinn und der politische Anstand sich als wirksamer Schutz gegen die Hetzereien der antisemitischen Agitatoren erwiesen haben.

Auch die Stumm'schen Arbeiter halten wir für viel zu verständig, als daß sie auf den Ahlwardtismus hereinfallen könnten. Glaubt Herr v. Stumm das Gegenteil annehmen zu dürfen, so beweist er dadurch nur, daß er von der politischen Urteilsfähigkeit „seiner" Arbeiter eine beleidigend geringschätzige Meinung hat. Will er aber durchaus vor der antisemitischen Bewegung warnen, so richte er seine Warnung gefälligst an seine parlamentarischen konservativen Freunde, sowie an das führende Organ der freikonservativen Partei. Hier wäre eine Warnung vor der Ahlwardterei sehr angebracht, während sie, wie wir zur Ehre der Arbeiter in Neunkirchen annehmen, dort jedenfalls ganz überflüssig ist.

Der Ahlwardt-Moniteur fährt fort, sich des Landgerichtsrats (nicht Landgerichtsdirektors) wie es im Ersten Blatt irrtümlich heißt) Braun aufs wärmste anzunehmen. Wie weit die moralische Farbenblindheit des Blattes geht, mag man daraus ersehen, daß es von dem „Gipfel der Anmaßung" spricht, indem es folgende, durchaus begreifliche und verständliche Erklärung wiedergiebt: „Laut Zeitungsberichten vom 3. d. M. über die Verhandlung der dritten Strafkammer hiesigen Landgerichts wider Merkewitz und Genossen hat der Vorsitzende des Gerichtshofes, Landgerichtsrat Braun — die Korrektheit jener Berichte vorausgesetzt — Aeußerungen getan, durch welche ich mich beleidigt fühle. Ich habe demgemäß die Beschwerde beim Landgerichtspräsidenten und außerdem die Beleidigungsklage gegen den Landgerichtsrat Braun eingeleitet und werde mir gestatten, von Ausgange dieser Schritte seinerzeit Nachricht zu geben. Berlin, den 5. Juli 1892. Wittwe Henriette Sobernheim, geb. Reiche."

Aus Petersburg bringt der „Herold" folgendes Telegramm: Unterrichtete Kreise versichern bestimmt, daß am 29. August d. J. **eine Zusammenkunft der Kaiser von Rußland, Deutschland und Oestreich** in Spala in Rußland stattfinden wird.

Trotz der Bestimmtheit, mit welcher die Nachricht auftritt, wird sie überall starken Zweifeln begegnen.

Aus den **russischen Notstandsbezirken** bringt ein petersburger Blatt sehr bezeichnende Mitteilungen. Darnach läßt sich aus den verschiedenen Nachrichten über das Auftreten von Typhus und Skorbut, obwohl sie nur spärlich und unvollkommen sind, doch immerhin erkennen, wie sehr die physischen Kräfte der Bevölkerung erschöpft sind. Zum Beispiel wird aus Samara gemeldet: Der Skorbut nimmt geradezu entsetzlichen Umfang an. Es giebt kein Dorf, in dem nicht Skorbutkranke zu finden sind. Allein im Kreise Samara wurde die Zahl der Skorbutkranken zu Anfang Mai auf sechshundert angegeben. Weitere sechstausend Personen waren derartig erschöpft, daß sie, um gegen die Krankheit besser geschützt zu werden, mit besserer Nahrung als bisher versehen werden müßten. In Samara lagen in drei Hospitälern dreihundert Typhuskranke. In den verschiedenen Kreisen dieses Gouvernements — namentlich in den Kreisen Busuluk und Nowo-Usensk — war ebenfalls eine Zunahme der Krankheit zu verzeichnen, sodaß sich die zehn dortigen Sanitätsabteilungen unzulänglich erwiesen. Nach einer Mitteilung des ärztlichen Blattes „Der Landschaftsarzt" treffen ähnliche Meldungen fast aus allen Gouvernements ein, die in diesem Jahre unter der Mißernte zu leiden hätten. Diese Nachrichten seien um so trauriger, als die Privatwohltätigkeit gerade jetzt ihre Tätigkeit eingestellt habe.

Zur **Choleragefahr** telegraphirt man aus Pest: Die Meldung, daß im Fiumaner Küstengebiete Cholerafälle vorgekommen seien, ist bestem Vernehmen nach gänzlich erfunden. In der Quarantäneanstalt zu Fiume befindet sich nur ein von Batum angelangtes Petroleumschiff in siebentägiger Beobachtung.

Am Dienstag Abend kam es — wie aus Newyork telegraphirt wird — in Homesteed in Pennsylvanien zu einem Zusammenstoß zwischen **streikenden Schmiedearbeitern und Polizeischutzbeamten**, welche die, die Arbeit fortsetzenden Arbeiter beschützen sollten. Man machte von der Feuerwaffe Gebrauch, es wurden 12 bis 15 Personen teils schwer, teils leicht verwundet. Unter denselben befinden sich 5 Polizisten

— Die gestrige Staats-Ministerialsitzung dauerte über fünf Stunden. Wie wir hören, sollen in derselben auch die jüngsten Artikel der „Hamburger Nachrichten" und der „Münchener Allg. Ztg." zur Sprache gekommen sein.

— Offiziös wird geschrieben: „Oeffentliche Blätter knüpfen an die Versetzung des kaiserlichen Botschafters Herrn v. Radowitz von Konstantinopel nach Madrid die Bemerkung, daß dieselbe einen Rückschritt bedeute und glauben eine Begründung hierfür in dem Umstande finden zu sollen, daß der Posten in Konstantinopel mit 120 000 M., der in Madrid nur mit 100 000 M. dotirt sei und überdies der freien Dienstwohnung entbehre. Diese Auffassung ist irrig; ein Rangverhältniß zwischen den kaiserlichen Botschaftern existirt nicht. Welche Botschaft sachlich die bedeutendere ist, hängt von der temeiligen politischen Lage ab und wird durch persönliche den Spielraum des Diplomaten erweiternde oder beengende Verhältnisse, sowie dadurch bedingt, ob an der einen oder der anderen Stelle Aufgaben zu lösen sind, welche besondere Eigenschaften erfordern. Das pensionsfähige Gehalt der kaiserlichen Botschafter ist überall dasselbe der Unterschied in der Dotirung ihrer Stellungen ist nur dadurch bedingt, daß der eine Ort an sich teurer ist oder kostspieligere Repräsentation fordert als der andere. Schon öfter sind kaiserliche Botschafter aus einer besser dotirten Stelle in eine mit geringerem Einkommen, z. B. von London (150 000 M.) nach Paris (120 000 M.), versetzt worden, ohne daß man geglaubt hätte, ihre persönliche Wertschätzung davon beeinflußt zu sehen. Vielleicht läge die Auffassung nahe, daß die zur Zeit schwebenden Verhandlungen über einen Handelsvertrag mit Spanien der Regierung einen Anlaß zu dem Wunsche gegeben haben, daß sie dort, nach dem bedauernswerten Ausscheiden des Herrn v. Stumm, durch einen ihrer, auch nach dieser Richtung erfahrensten Beamten vertreten werde." — Uebrigens wird weiterhin erwähnt, daß die schon früher angeregte Frage, ob die Dotirung der Botschaft in Madrid den gegenwärtigen Verhältnissen noch entspricht, von Neuem in Erwägung gezogen werden wird.

— Die „Post" bestätigt, daß das Staatsministerium sich über die Steuerreform schlüssig gemacht habe und zwar auf folgender Grundlage: Der Staat verzichtet auf

---

Nachdruck verboten.

Das gestohlene Paradies. 1)

Roman von Hugo Klein.

1. Kapitel.

Es war im Winter und die Schneeflocken wirbelten durch die Luft. Sie führten einen phantastischen Tanz auf und der Nordwind, der durch die Gassen pfiff, spielte seine Weise dazu. Die Leute, welche über die Straße gehen mußten, beschleunigten den Schritt, es eilte Jeder, um unter ein schützendes Dach und an den warmen Ofen zu gelangen.

Wer je im ungarischen Tieflande eine Reise gemacht, der kennt den Gasthof „Zum roten Stier" in Debreczin. Es ist ein freundliches Einkehrhaus, im Reiche der Puszten berühmt durch schmackhafte Kost, guten Wein und fröhliche Zigeunermusik. Man zecht und singt und spielt in der niederen Wirtsstube, wo sich die alten Zecher und das jugendlich übermütige Theatervölkchen von Debreczin Stelldichein geben.

Lustiger als je ging es an einem Winterabend im Jahre 1876, da unsere Geschichte beginnt, in der raucherfüllten Gaststube zu, besonders an dem „Künstlertische", wo der „Held und Liebhaber" Markus Vajda den Ton angab. Das war ein lustiger Kumpan, dieser Liebling der Frauen mit dem starkknochigen Gesichte und den feurigen Augen — auch heute riß seine frohe Laune die ganze Gesellschaft zu ausgelassener Heiterkeit hin.

„Misi!" rief nun der Schauspieler dem Primgeiger der Zigeuner zu, „spielt mir mein Lieblingslied!"

Und die Zigeuner strichen wohlgemut die Fiedel und spielten die alte Volksweise:

„Das Kneipenleben
Ist ein gold'nes Leben,
Dazu braucht man keine Wissenschaft,
Nur ein schönes Kind und Traubensaft . . ."

Und die Becher klangen fröhlich zusammen und das Lachen der Zecher mischte sich in die Musik der braunen Spielleute.

Da wurde plötzlich die Türe aufgerissen, die von der Straße in die Gaststube führte, und ein eisiger Luftzug strich durch den Raum. Mit Rufen der Entrüstung wendete man sich gegen den Ankömmling — dieser aber kümmerte sich weder um die offene Tür, noch um die Flüche der Zecher.

Er war barhaupt, sein Kleid zerrissen und beschmutzt. In seinen Zügen malten sich Schrecken und Entsetzen.

„Was giebt es? Was giebt es?!" rief man nun bei dem Anblick der Jammergestalt von allen Seiten.

Der Mann riß seine entsetzten, blutunterlaufenen Augen weit auf und schrie mit heiserer Stimme in den Saal:

„Das Theater brennt!"

Wenn eine Bombe in dem Saale geplatzt wäre, hätte sie nicht eine schrecklichere Wirkung hervorrufen können, als dieser Ruf. Ein Schrei des Entsetzens ging durch die Reihen der Gäste.

Sie sprangen auf und umringten den Fremden, welcher atemlos und erschöpft auf einen Stuhl gesunken war. Sie bestürmten ihn mit Fragen, auf die er keine Antwort gab, sie schüttelten ihn, als wollten sie die Worte aus ihm herausrütteln.

„Meine Schwester! Meine Schwester!" rief Markus Vajda, welcher sich mit sehnigen Armen eine Gasse bis zu dem Manne bahnte.

Die Schwester des Schauspielers, die anmutige Ballerine Terka Vajda, tanzte an diesem Abend den Hauptpart in einem großen Ballet.

Der Fremde blieb auch unserm Helden die Antwort schuldig. Die Antwort gab ihm die Straße. Dort wurde Lärm laut, ein wüstes Stimmengewirr, aus welchem plötzlich ein gellender Schrei heraustönte, eine entsetzliche Note in dem grauenvollen Tonstücke, welches Sturm und Schrecken in der Winternacht aufführten.

Der Schauspieler hatte an dieser Antwort genug. Er stürzte auf die Straße hinaus.

Das Theater lag nicht weit vom Gasthofe, auf einem offenen Platze. Aber auch Jene, welche den Weg nicht kannten, hätten ihn gefunden, der Lärm und ein durchdringender Rauchgeruch verrieten die Richtung.

Als Vajda um die Ecke bog, kamen ihm die fliegenden Theaterbesucher entgegen, welche stoßend und drängend, die Frauen ohne Tuch und Mantille, die Männer ohne Hüte und Ueberröcke, aus dem brennenden Gebäude gestürzt waren.

Das Publikum hatte sich, wie Vajda sehr bald erfuhr, rechtzeitig retten können. Das Feuer war auf der Bühne ausgebrochen. Als die rote Flammengarbe aufzüngelte, stürzten sich die Zuschauer zu den Türen. In dem Gedränge gab es manche Verletzung, aber die Leute gewannen glücklich das Freie. Wie war es indessen den Bühnenmitgliedern ergangen, namentlich den Tänzerinnen in ihrem leichten, luftigen Kostüme? Darauf konnte Niemand Antwort geben.

Alle schrieen sie durcheinander und Niemand wußte Auskunft zu erteilen. Dazu die gellenden Signaltöne der Feuerwehr, das Rasseln der Wagen, das Rufen der Sicherheitsleute. Ein ohrenzerreißender Lärm, ein wüstes Durcheinander. Mit Mütze brach sich der Schauspieler bis zum Bühneneingang Bahn.

Beinahe wäre er unter die Räder eines Löschwagens geraten. Er wurde an die Theatermauer geworfen und rettete sich nur durch einen gewaltigen Sprung. Er erfaßte die niedere Tür des Bühnenausgangs, die halb aus den Angeln gerissen war. In diesem Augenblicke stürzte eine zarte, schmächtige Mädchengestalt vor ihm zusammen. Die Nachstürmenden hätten sie vielleicht in der nächsten Minute zertreten. Bei dem Lichte der Fackeln, die von den vorbeifahrenden Löschmännern hoch in die Luft emporgeschwungen wurden, erkannte er die Schwester. Sie war ohne Oberkleid, in einem dünnen Röckchen, das Haar fiel aufgelöst auf ihre Schultern herab. Er hob sie mit einem kräftigen Ruck in die Höhe, hüllte sie in seinen Mantel und lief mit ihr davon.

Plötzlich bemerkte er, daß Jemand neben ihm hinlief. Er faßte den Mann ins Auge, es war Doktor Simai, der Theaterarzt, der ihm unbemerkt gefolgt war und plötzlich an seiner Seite auftauchte. Kein Wunder — der arme Doktor war in die Künzerin verliebt.

„Hierher, hierher!" rief Doktor Simai, als sie das nächste Haus erreicht hatten.

Es war ein großes, vornehmes Gebäude mit einem steinernen Wappenschilde über dem Tore. Vor der Einfahrt stand ein Leibhusar in Livrée, lebhaft mit einigen Dienern diskutirend, offenbar über das Schreckensereignis der letzten Stunde.

„Bitte, nur einzutreten," sagte der Husar dienstbereit.

Sie brachten die Verunglückte in ein Gemach im Erdgeschoß. Auch das einfache, wenngleich reiche Meublement dieses Gemachs mit den schweren Vorhängen und Portieren machte den Eindruck der Vornehmheit. Aber Vajda hatte kein Auge für das, was ihn umgab. Er dachte nur an die Schwester und ließ sie sanft auf ein Sammetsopha gleiten, welches in einer Ecke stand.

„Wasser!" rief der Arzt.

Der Husar eilte fort und brachte im Augenblick einen Krug mit Wasser herbei.

Doktor Simai bespritzte die Ohnmächtige mit dem eisig kalten Naß und nach einigen Minuten schlug sie die Augen auf.

„Sie sind irgendwo verletzt oder verbrannt? Verspüren Sie einen Schmerz?" fragte der Theaterarzt in dringender Besorgniß.

„Nein . . . Nur der Rauch. . . . Ich glaubte zu ersticken . . ." hauchte das junge Mädchen.